

und bilden wohl den wertvollsten Bestandteil derselben. Die für die Bibliothek bestimmten Räumlichkeiten wurden nach und nach erweitert, so daß man schon im Jahre 1858 zehn Säle zählte, deren Anzahl bis heute auf 36 gestiegen war.

Der Universitätspalast, in dem sich die Bibliothek befindet, liegt in Via Po und enthält außerdem ein Museum römischer Altertümer. Obwohl die Bibliothek im allgemeinen Material für alle Zweige der Wissenschaft enthält, galt sie hauptsächlich als eine Fundgrube für juristische, kunsthistorische und naturwissenschaftliche Studien. In der wertvollen Handschriftenabteilung zählte man betrübliche persische, türkische u. a. Manuskripte, auf Grund deren B. Peyron, Prof. C. Rastino, Baron Joseph v. Hammer und Drobetti ihre Kataloge herausgaben. Bedeutend waren manche Handschriften mit kaiserlichen Miniaturen versehen, wie z. B. der Kommentar zu den kleinen Propheten von Teodoro aus dem 9. Jahrhundert, ein Baranmanuskript, ein Kodex der Quatuor Ordines von Jakob Ben Aser in Ferrara 1472 ausgeführt und mit eleganten Miniaturmalereien geschmückt.

Auch die lateinischen Handschriften enthielten viele wertvolle alte Codices und Palimpseste von Cicero und Cassiodorus, ferner Codices aus dem Besitze des Kardinals Domenico Della Rovere, Handschriften berühmter Persönlichkeiten, wie Karls des Fünften an die Herzöge von Savoyen, an Papst Pius den Zweiten, an den Herzog von Burgund, an den Kardinal v. Aragon usw. Besonders hervorzuheben ist die reiche Auswahl französischer Manuskripte aus der Zeit der Troubadours.

Auch eine Sammlung von 10321 Kupferstichen, ferner wertvolle Autographen gehörten der Bibliothek an. Von allen diesen unerlässlichen Schätzen konnte nur ein kleiner Teil gezeigt werden. Wenn erklärt der Historiker Prof. Carlo Cipolla, nachdem er eine genaue Umschau in den niedergebrannten Räumen gehalten hatte: „Alles was unsere Bibliothek füllte, ist ein Raub der Flammen geworden! Alles was die Hürten von Savoyen und die Nation jahrhundertlang hier aufbewahrt haben, alles ist dahin, zur Asche geworden!“

Die wertvollsten Bände, die nur teilweise vom Feuer gerettet wurden, hat man auf die für die Ausgabe der Bücher bestimmten Säle und auf der Außenfassade der Bibliothek ausgebreitet. Viele dieser Handschriften sind am Rande verfault, die meisten aber sind ganz verdorben. Was vom Feuer verschont wurde, ist durch Wasser verdorben worden, die ganzen Miniaturen sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

#### Was die Schönheit kostet.

Man berichtet aus London: Die Pflege der Schönheit ist eine Kunst, die das Geheimnis „ewiger Jugend“ so unermüdet den Frauen jedes Alters in der Weltlichkeit gelehrt, wie heutezuage. Die Folge ist, daß es Frauen im „mittleren Alter“ nicht mehr gibt, und daß ein früherer Zeit ohne Angenehmlichkeiten, die die Ausnahmefähigkeit bilden. Eine Schönheit zu sein, ist jedoch ein sehr kostspieliges Vergnügen, und wenn ein Mann eine Schönheit der „Gefährlichkeit“ betreibt, muß er darauf vorbereitet sein, nicht bloß 20 000 Mark für die Toilette, sondern einmal noch die Hälfte dieser Summe für die Erhaltung ihres Reizes auszugeben. Es ist unmöglich, eine in allen Einzelheiten vollkommene Schönheit zu finden. Eine Spezialistin nahm in wenigen Monaten 20 000 Mark ein, weil sie einige Damen von Opaan auf Besuch und Armen besetzt hatte. Für einen schönen Teint bezahlte die Schönheit jeden Preis. Seit jede Dame der Gesellschaft ihre eigene Teint-Spezialistin, die wenigstens einmal wöchentlich aufgesucht wird; ihr Name wird selbst nicht der besten Freundin verraten. Über die Kosten, die die Pflege der Schönheit verursacht, macht eine dieser Spezialistinnen nun folgende Angaben. Die bloße Behandlung des Gesichts durch Dampf und Massage kostet 20 Mark wöchentlich, und wenn auch noch Schönheitswasser dazu kommen, so sind 2000 Mark jährlich für Gesichtsbildung schnell ausgegeben. Ein Wechsel der Spezialistin erfordert natürlich neue Ausgaben für kosmetische Mittel, da nicht zwei dieselben Mittel brauchen. Die erste Auscultation in Schönheitswissenschaften und kosmetischen Mitteln beträgt bei einer Spezialistin 200 Mark; und da die Spezialistin nach dem ersten Besuch und, so müssen auf die Wiederbesuche wenigstens 250 Mark jährlich gerechnet werden. Manche Dame bezahlt 60 Mark für eine Schönheitskur, und 10 Mark für eine Färbekur, die sie nicht einmal selbst anwenden kann. Herr v. de la Roche, ein sehr angesehener Arzt, der seine Spezialität zur Vergütung hat, eine eigene elektrische Batterie, vier verschiedene Bürsten, einen elektrischen Kamm und einen elektrischen „Gesichtsschleifer“. Sie muß auch ihre elektrischen und elektrischen Räder haben, die jährlich 1000 bis 1500 Mark kosten. Färbepflege und Gesichtsbildung kosten wenigstens 10 Mark bei jedem Besuch,

und für eine besonders beliebte Behandlungstherapie bezahlen die Damen 200 Mark monatlich oder 2000 Mark jährlich. Dazu kommen die luxuriösen und kostspieligen Badegeräte. Eine für 10 Mark das Stück, Friseurbürsten zu je 10 Mark, Schminke für 7,50 Mark, die besten Badetücher, alles das kostet wenigstens 400 Mark jährlich. Die Haarpflege mit Haarpflege, Haarcreme, Shampooieren und Besuche beim Friseur kosten 400 bis 600 Mark jährlich, wozu noch die jetzt so beliebten künstlichen Haare kommen. Der Manicurekünstler kostet 100 Mark, und 200 Mark jährlich die Besuche bei der Manicure. Natürlich fährt eine Schönheit mehrmals jährlich nach Paris, um sich von einer berühmten Spezialistin behandeln zu lassen. Das „Abhauen“ des Gesichts kostet Tausende, das Emallieren von Hals und Armen für den Abend wenigstens 400 Mark jährlich allein für das Material. Zur Entwicklung der Figur dienen noch gewisse Körperübungen, wie Reiten. Eine Schminke für den Kopf ergibt, daß diese schätzvollen Ausgaben nur für die „Pflege der Schönheit“ jährlich über 10 000 Mark betragen.

#### Eine tolle Nacht.

Aus Paris wird der „Norddeutschen Allgemeine“ geschrieben: Herr Josef Thier, Advokat im Pariser Gerichtsbezirk, wohnt in der Rue de Valenciennes Nr. 6, in einem Hause, in dem sich ein Restaurant befindet. Jeden Monat findet in den Sälen dieses Restaurants ein Festmahl statt, das die in Paris lebenden Savoyarden veranstalten, und das nach einem savoyarden Nationalgericht „Matifan“ heißt. Da Herr Josef Thier der Ansicht ist, daß bei diesen Festmahlen verurteilte Säle unwürdig sei, verlangte er, daß die Mitglieder der Festmahlsgesellschaft das Abhauen des Halses erhalten müssen. Zur Unterbrechung seiner Anträge legt Herr Thier das Protokoll eines Gerichtsverurteilten vor, der am 7. November, als die Savoyarden wieder einmal feierten, sich in seine Wohnung begeben und dort mehrere Stunden hindurch seine Einsprüche und Forderungen vorgetragen hat. Am 11. Uhr 15 Minuten, heißt es im Protokoll, kauft der feiernde Herr Thier fort, immer fort, je er wird noch von einem gewaltigen Lärm überhört, der vom Hin- und Hergehen von Gästen zu kommen scheint. Am 11. Uhr 20 Minuten werden die Möbelstücke so verrückt, daß der Lärm noch stärker wird. Dampfe Züge steigen auf; sie scheinen von besonders schweren Möbeln zu kommen, die auf dem Fußboden hin- und hergeschoben werden, und zwar mit solcher Wucht, daß das ganze Haus erzittert. Am 11. Uhr 30 Minuten spielt ein Piano die Melodie „Bons, poussez!“ die von gebrüllten Stimmen begleitet wird. Am 11. Uhr 40 Minuten kündigt ein Orchester, das aus mehreren Instrumenten besteht, — ich unterseide ein Piano, Violinen und mehrere schnell klingende Musikinstrumente — eine Tanzmelodie an. Am 11. Uhr 40 Minuten tritt das ganze Haus von einem wilden Getöse, der von einer lautstarken Menge getrieben wird. Zuhörern und Gästen werden begleitet von dem Lärm. Am 11. Uhr morgens nimmt der Lärm noch zu, die Töne sind immer wilder. Am 4. Uhr 30 Minuten verläßt ich das Haus. Das Fest ist nach immer so geräuschvoll. Nun habe man diesem geräuschvollen Festmahl folgende dithyrambische Stelle aus einem das Matifan fest feiernden savoyardenischen Wirt gegenüber: „3 Uhr. Man singt wieder zu tanzen an. Und während Junge und Alte, Braune und Blonde, Kostümenfarbene und Rote sich im berausenden Tanz drehen, verfolgt der Berichterstatter, der allen Festen beivohnt, mit wohlwollenden Blicken diese braunende, zuckende Jugend, die so aufgeführt, so heiter, so bunt ist, die herumhüpft, sich verteilt, Gruppen bildet, sich trennt und sich wieder vereint, um die bunten farbigen Bilder eines gigantischen Minuettenorchesters zu bilden. Der von Herrn Josef Thier gegen seinen Hauswirt angeführte Prozeß kam bereits zur Verhandlung, aber das Gericht wird das Urteil erst in vierzehn Tagen sprechen.“

#### „Westliche Rebellen“.

mit diesem Rufnamen hat eine chinesische Behörde deutsche Truppen bezeichnet. Das „Tientsin Wochenblatt“ bringt, wie wir der „Kriegszeitung“ entnehmen, folgende interessante Darstellung, eine Uebersetzung aus der „Shun-tien-ship-pao“ vom 27. November 1903 mit der Ueberschrift: „Wieder eine Ungelegenheit“. „Zur Zeit der Vorerwartungen im Jahre 1900 hatte der jetzige Gouverneur von Schenhi, Cheng-tien, der damals Provinzial-Schachmeister war, mit einer Heeresabteilung an der Grenze der Provinzen Schenhi und Schenhi beim Tzu-ching-tuan, daß eine Stellung bezogen, war dann aber zurückgegangen. Gelegentlich einer Vergnügungsfahrt sah dort neulich ein Deutscher eine Inschrift in den Felsen gemeißelt, des Inhalts, daß an dem und dem Tage dort ein Heerführer gelegen habe, weil Rebellen aus dem Westen dorthin vorgerückt seien, und daß die und die chinesischen Offiziere und Soldaten verurteilt oder gefallen seien. Daraufhin hat der deutsche Gesandte an das Wai-pau (chinesische Auswärtige Amt) eine Note gerichtet, in welcher es heißt: „Während der Vorerwartungen des Jahres 1900 habe die Regierung deren nicht Herr zu werden vermocht. Wenn daher die vereinigten europäischen Truppen unter großen Schwierigkeiten sich der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung angenommen hätten, die könnten sie da „westliche Rebellen“ genannt werden? Habe der genannte Gouverneur zu der Zeit als Provinzial-Schachmeister mit einer Abteilung dort gelegen, so habe er von seiner Regierung

Befehle erhalten müssen. Es lasse sich zur Genüge erkennen, daß die chinesische Regierung, deren Abgesandte sich hoch feierlich für die Hilfe bedankt hätten, den Hof gegen die Ausländer schützen wollte, das könne er nicht beargwöhnen. Er, der Gesandte, habe sich daher veranlaßt, den Angelegenheit gemeinsam zu beraten. Darauf hat das Wai-pau ein Versteck erwirbt, es habe den Gouverneur von Schenhi telegraphisch angewiesen, die Inschrift Cheng-tien bei Tzu-ching-tuan entfernen zu lassen und zugeben, daß die gebrauchten Worte eigentlich unsinnhaft waren. — Bekanntlich hat an dem genannten Fest das einzige wirklich nennenswerte Geschäft stattgefunden, das deutsche Truppen von dem nachgeordneten Expeditionskorps überhaupt zu besetzen gehabt haben.“

— Ein Elefant in der Firsengarderobe. Am Samstag Nachmittag kletterte der Elefant Charlie, einer der fünf bengalischen Elefanten, die sich täglich in London im Hippodrom über die schiefe Ebene ins Wasserbad gleiten lassen, plötzlich aus dem Stall die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo die Garderobe ist. Die Christinnen flohen in tiefsten Schrecken auf die Balkone, und es gab hochtönende Szenen. Der Elefant zerstückte sämtliche Esstischen im Bureau des Direktors und ließ sich dann zurückziehen.

#### Humoristisches.

Aus den „Fliegenden Blättern.“

— Gemüthlich. Tourist (morgens am Ort): „So miserabel wie bei Ihnen habe ich noch nie geschlafen! Die ganze Nacht kount' ich kein Auge zu machen!“ — Wirt: „Haben's vielleicht a schlechtes G'wissen?“

— Unnötig. Friedrich: „Nun, was hat Dir denn Dein Herr zu Weihnachten geschenkt?“ — Frau: „Gemeinheit! Ein Kistl' Zigarren und zwei halben Nagel!“

— Theorie und Praxis. „Warum ist der Herr Professor Grubler heute so vergnügt?“ — „Der hat das Honorar erhalten für sein neuestes bedeutendes Werk über die in den Zimmertapeten vorkommenden Bazillen und deren Schädlichkeit für die menschliche Gesundheit. Jetzt kann er endlich den Lieblingswunsch seiner Frau erfüllen und ihr den langverprochenen dicken Smyrnatapich in ihr Wohnzimmer kaufen!“

— Modern. Herr (zum Komiteemitglied eines Wohlthätigkeitsfestes): „Wie find denn die Auskisten für Euer Fest?“ — Komiteemitglied: „O, schickste! Wie jetzt find 33 Sängerinnen, 5 lyrische Zehnere, 8 Deklamatoren angemeldet — und vier Eintrittskarten verkauft!“

— An die falsche Adresse. Köchin (die von der Hausfrau gezagt wird, weil sie abends zu spät nach Hause kam): „Das Geheiß vertritt ich mir — Sie scheinen mich mit dem gnädigen Herrn zu verwechseln!“

— Glück im Unglück. Richter (zum Angeklagten, der „sechzehn Tage Haft verurteilt wurde“): „Haben Sie noch einen Wunsch?“ — Angeklagter: „Ich möchte meine Strafe am fünfzehnten antreten!“ — Richter: „Warum gerade am fünfzehnten?“ — Angeklagter: „Da kommt meine Schwiegermutter auf acht Tage zu Besuch.“

— Gerechte Entrüstung. Zahnarzt (beim Patienten zu seinem Hausknecht): „Verlassen werde ich Sie auf Schadenersatz, wenn Sie nicht vor der Haustüre Achte freuen; verstehen Sie!“ — „Sind Sie denn hingefallen?“ — „Ja nicht, aber einer meiner Patienten, und der hat sich einen Zahn ausgefallen, den er sich gerade bei mir ziehen lassen wollte!“

— Moderne Poesie. Söker: „Ich kann die „Neue York“ nicht weiter setzen. Die Ausruhe- und Fragezeichen und die Gedankenstriche sind alle geworden.“

— Ein Uniform. Führer (im Museum): „Und hier, meine Herrschaften, eine Fotorechnung, die über einwanzig Jahre im Weirwasser gelegen hat; denken Sie sich, wie gefalzen die geworden ist!“

— Paraphrasen. „Allo, bitte, lieber Freund, sage mir jetzt rückwärts Dein Urteil über mein neuestes Drama.“ — „Ach nee... Du mußt gestern noch sieben Mark und fünfzig Pfennig gepumpt hast.“

Verlag und Notationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei, Bekanntmachung des Reichs- und Preussischen Reichs-Verlags.



Nr. 25.

1. Februar 1904

## Die kleine Kapelle.

Preisgekrönte Novelle von H. de Pojeuz. Genehmigte Uebersetzung.

(Nachdruck verboten.)

29) Dann befristete sich Vanderfull mit seiner Toilette. Sollte er im Frack oder im Ueberrock hingehen, eine weiße Kravatte umbinden und seine Orden als Schmuckstück anlegen? Welche Farbe mußten die Handschuhe haben? Die dunkelfarbigen sind ja weniger feierlich, aber jedenfalls viel ernster. Soll er mit dem Hut in der Hand vor den Großmarchall hintreten, oder den Hut im Vorzimmer lassen? Auch er den hohen Beamten „Herr Graf“ anreden und in der dritten Person mit ihm sprechen?

Begreiflicherweise waren die drei Frauen auch nicht im Stande, so schwierige Fragen zu entscheiden, aber sie teilten aus vollem Herzen den geistlichen Stolz, der aus den Worten ihres Oberhauptes hervorleuchtete. Nur Margarete stellte in ihrem Innern scherzliche Betrachtungen an. Würden nicht die Ansprüche ihres Onkels durch die ihm neuerdings erwiesene Ehre nur noch wachsen und dem einzigen Gegenstande aller ihrer Gedanken und Wünsche nur noch neue Schwierigkeiten bringen?

Als es drei Uhr schlug, ergriffen Herr Vanderfull gestriegelt und geschminkt, aber in fichtiger Befangenheit in dem ihm bezeichneten Bureau, wo der Graf und der Baron ihn erwarteten.

Der Gerichtsdienst meldete: Herr Vanderfull. Der Graf erhob sich, nannte seinen Namen, stellte den Baron von Aest vor und bot dem Besucher, der von der liebenswürdigen Höflichkeit, mit welcher er empfangen wurde, ganz entzückt war, einen Stuhl an.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, daß wir Sie belästigt haben, Herr Vanderfull, aber es handelt sich darum, dem Könige und der ganzen Brüsseler Kaufmannschaft einen Dienst zu leisten. Es ist eine wichtige und heikle Aufgabe, die nach Rücksprache mit Sr. Majestät unserer Ansicht nach niemand besser zu lösen im Stande ist, als Sie.“

„Seine Majestät ist wirklich viel zu gut“, sagte Herr Vanderfull, dessen funkelnden Augenblick viel zu klein waren, um das Uebermaß von Güte auszustrahlen, die ihn ordentlich größer erscheinen ließ.

Herr de Thorel fuhr fort: „Es handelt sich um das große Fest, das augenblicklich ganz Belgien beschäftigt und vor allem die Bewohner Brüssels in Aufregung versetzt. Unter Kaufmannschaft, die die Ehre haben werden, dem Könige ihre Guldigungen darzubringen, muß eine Auswahl getroffen werden und beaufsichtigt werden, welche Günstig zu erlangen.“

Unglücklicherweise kann der Raum trotz aller Be-

mußungen nicht vergrößert werden, und ungeachtet des Wunschens seiner Majestät und der Stadtverwaltung, jedermann zufrieden zu stellen, sind wir genötigt, die Zahl der Einladungen auf fünfhundert zu beschränken.

„In der Tat, man hat so viele Bureaus im Rathaus eingeordnet! ...“

„Daß kein Raum mehr bleibt, für die Ballfälle“, vollendete der Graf. „Aber das Vergnügen steht immer der Arbeit nach; ein Mann wie Sie, Herr Vanderfull, dessen ganzes Leben ein Vorbild war für die Fleißigsten, wird sich darüber nicht beklagen!“

Herr Vanderfull verbeugte sich und widersprach nicht weiter.

„Damit die Wahl unanfechtbar sei und mit vollständiger Sachkenntnis und Unparteilichkeit ausgeführt werde, haben wir beabsichtigt, eine Kommission bestehend aus den einflussreichsten Kaufleuten damit zu betrauen und bitten Sie, den Vorst der Vermählungen übernehmen zu wollen.“

„Den Vorst!“ wiederholte Herr Vanderfull und der Gedanke schlug ihm durch den Kopf, daß er dadurch den Vortritt haben würde, über alle seine Kollegen aus der Bierbrauer-Annahme und so Vergeltung üben könne für die letzte Präsidentschaftswahl.

„Das ist wirklich zu viel Ehre!“ fügte er im Tone eines Mannes hinzu, der sich nur dem Ansehen nach wehrt.

„Keine Bescheidenheit, Herr Vanderfull, Sie sind wirklich der Mann, den wir brauchen.“

„Ich möchte es wünschen.“

„Einmal soviel, höflich, friedliebend ...“

er an das Gesicht dachte, das der Vicarar Bricole, der stolischenhändler Bombonance, die Hauptleute der anderen Gilden, die Bierbrauer, ja überhaupt das ganze Stadtbild aufgeben würde, wenn sie erlösen, daß er an der königlichen Tafel saße.

„Da Sie also angenommen haben, Herr Vanderfull, daß ich Ihnen wohl gehehen, daß Sie viele Mitbewerber hatten.“

„Ah, wirklich!“ antwortete Herr Vanderfull, dessen Befriedigung keine Grenzen kannte. „Und darf ich wissen, Herr Graf, wenn ich das Glück verdanke Ihnen vorgezogen zu werden?“

„Zunächst Ihren Verdiensten.“

Herr Vanderfull verbeugte sich.

„Dann haben Sie Güte bei der Verwaltung, O. große Güte, unter andern auch den jungen Sekretär der Kommission, Herrn Moritz Bester.“

Herr Vanderfull konnte sich nicht enthalten aufzuspringen, so daß die ermittelten Sprinckel des alten Verwaltungsjessels ganz bedenklich ädigen.

„Herr Bester!“ rief er aus. „Ich wollte nicht ... Ich dachte nicht ... So besitzt er Einfluss?“

„Er ist außerst beliebt und geachtet hier. Man sieht in ihm den Mann der Zukunft. Und dann, er rühmt sich einflussreicher Veldächer.“

„Das sind jedenfalls Sie, Herr Graf.“

„Er ist mir sehr sympathisch, ich leugne es nicht; aber die Veldächer, von denen ich spreche, nehmen eine viel höhere Stellung ein. Eine bedeutend höhere Stellung, als die meine, nicht wahr, van Aest?“

„Ich kann nicht anders als zustimmen“, erwiderte der Baron lächelnd.

Herr Vanderfull, der ganz überaus, ganz begeistert war, von allem, was er hörte, bemerke das Nachdenken nicht.

„Wer hätte das geglaubt, wer hätte das ahnen können“, murmelte er.

Bald jedoch fand er das Gleichgewicht wieder und half dem Grafen bei der definitiven Wahl der Mitglieder der Kommission, die schon am folgenden Tage zusammentreten sollte.

Als alle Fragen erledigt waren, stand er auf, verabschiedete dem Großmarschall nochmals seiner tatkräftigen Mithilfe, drückte seinen beiden Mitbewerbern unter leichtem Berühren die Hand und ging dann hocherbauten Hauptes und in kleinen Schritten langsam der Tür zu. Sie sollten doch die Uebersetzung gewinnen, daß sie einen gewichtigen, würdevollen Präsidenten gefunden hatten.

Auf der Treppe fiel ihm Königlicher wieder ein. „Eigentümlich!“ sagte er zu sich selber. „Der kleine Beamte, den ich so geringfährig behandelt habe... eine große Zukunft... der Schatzkammer eines Herrn, der höher steht, als der Hof-Grasmarischall... da wollte ich nur den König. Ja, das kann nur der König sein. Zum Donnerwetter! Soll ich da wohl gar eine Dummheit begangen haben?“

In der Stube beschäftigten wieder andere Gedanken seinen Kopf. Er mußte sich bemerkbar machen, sich den Leuten nähern, auf sein Geheimnis anspielen und dann tun, als wolle er sich das nicht entziehen lassen.

„Ja, mein Vetter, ich kann es Ihnen wohl anvertrauen, Ihnen ganz allein, man hat mit einer ganz entsehrlichen Arbeit auf. Ich habe mich aufopfern müssen... Der König verlangt es... Das Donnerwetter! es ist doch der König!... Und dann, wohin sollte man wohl gelangen, wenn die

guten Bürger der Regierung ihre Wünsche verweigern? Man darf nicht selbstständig sein!“ Nach einem halben Dutzend solcher Reden, kam er endlich bei Elisabeth an, wo er mit begreiflicher Ungeduld erwartet wurde.

„D. Kinder, welche Ehre! welche Arbeit wollte ich sagen! Nur für Euch habe ich angenommen, nur für Euch, denn das wird eine Erinnerung werden für die Nachwelt! Welche Verantwortung! Wie werden mich alle beglückwünschen, wie den Gut vor mir zueilen! Wenn sie darnach mich nicht wenigstens zum Stadtrat wählen, so... Ja bin Präsident der Reichsversammlung geworden, liebe Kinder!...“

Man scharte sich um ihn, man beglückwünschte ihn, man beehrte ihn mit Fragen.

„Das will ich Euch alles später erklären. Jetzt, Elisabeth, bestellst du uns einmal ein gutes Diner; und schmecke, spüre Sie nichts und bringen Sie auch eine Flasche Portwein zum Dessert mit. Der Portwein ist gut für nervöse Personen.“ fügte er, Mar-

celine von der Seite ansehend, hinzu. „Und dann... wir müssen doch die königliche Kommission leben lassen und... ihren Präsidenten.“

Das Diner verlief unter lärmender Heiterkeit von Seiten des Herrn Vonderfull und Georginchen, die nicht müde wurden, der eine zu sprechen, die andere zu lachen.

Der Präsident der Kommission fand auf dem Boden der Portweinflasche, die er zu drei Viertel, jedenfalls ganz allein austrank, Voberscherbenaugen für den König, die Königin, den Hofmarschall, für die Stadtverwaltung und alle bestehenden Korporationen.

Die den Bürgerrechte, die großen Bräutigam, Demokratie und Volksworte waren für heute Abend vollständig vergessen.

Inzwischen gab es doch noch ein Geheimnis, das Herrn Vonderfull auf der Zunge brannte.

(Fortsetzung folgt.)

## Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelm.

(Nachdruck verboten.)

„Und dafür werde ich einen alten Mann bekommen, welcher seine junge Frau eifersüchtig bewacht und sie durch verdächtige Fragen zur Verzweiflung bringt.“ unterbrach Kathchen die Schwägerin.

„Wie kannst du nur so sprechen?“ entgegnete diese in vorwurfsvollem Tone. „Ich kann nicht bestreiten, daß Herr Frank bedeutend älter ist als du; was du hingegen von „eifersüchtigem Bewachen“ sprichst, ist Torheit. Er ist durch und durch ein Ehrenmann.“

„Besteres will ich ihm durchaus nicht absprechen, aber ich habe zu oft gesehen und gehört, daß alte Männer stets verdächtig und eifersüchtig auf ihre jungen Frauen sind. Freilich, einige tragen dieselben auch auf den Händen, aber das sind eben Ausnahmefälle.“

„Und weshalb kann Herr Frank nicht auch zu diesen Ausnahmen gehören?“

„Ich finde, er hat an dir eine gute Zitierrückgrat.“, sagte Kathchen etwas gereizt.

„Das eben nicht.“ entgegnete Selene ruhig; „ich habe jedoch nur dein bestes im Auge und muß für dich sorgen, als ob du mein Kind wärest. Es sei aber fern von mir, dich zu einem solchen wichtigen Entschlusse beizugehen zu wollen.“

„Ich glaube dir's, allein ich fühle nichts für ihn, er ist mir völlig gleichgültig, und ich erwarte doch noch was anderes vom Leben. Wenn ich mal heirate, dann muß mein Herz den Mann entgegenjubeln, er muß mein ganzes Denken und Empfinden ausfüllen. Nein, nein, Herr Frank ist nicht derjenige, dem ich für das ganze Leben angeschlossen kann.“

Dies ließ nur Phantasieren und jugendliche Schwärmereien. Glaube mir, eine Ehe auf gegenseitiger Hochachtung und Vertrauen gegründete, gewährt oft viel mehr Glück wie eine solche, die in überhöchender Leidenschaft geschlossen wird.“

Kathchen antwortete nicht und deshalb schweigend auch Selene. Der Ruf neben ihnen riefte im Abendvande. Die Wolkenswand, welche sich drohend im Westen erhoben, zerriss, und die Sonne zeigte noch einmal vor ihrem Scheiden ihr leuchtendes Antlitz. Das ganze Tal erglühete in überirdischer Pracht. Gelbe, Wald und Fluß erschienen in purpurnem Lichte.

„Du bist so schweigsam geworden, Kathchen.“ begann Frau Schmidt.

„Deine Worte von vorhin geben mir zu denken.“ entgegnete diese. „Ich kann mir nicht denken und es nicht glauben, daß eine aus wahrer aufrichtiger Liebe geschlossene Ehe nicht zum Glück führe.“

„Gewiß, da hast du Recht; aber wie leicht, wie häufig täuscht man sich und hält Sinnenrausch für Liebe? Junge Mädchen besonders: die haben sich gewöhnlich ein Ideal in ihrer Phantasie geschaffen. Trist ihnen dann jemand entgegen, der diesen selbst geschaffenen Ideale nun in etwa gleicht, so fliegen ihm gleich alle Wünsche entgegen. In der Vergeßlichkeit „Vergötterung“ möchte ich es nennen, werden an dem verkörpertem Ideal keine Fehler bemerkt, aber später im alltäglichen Zusammenleben, da

kommen allerlei Eiden und Klanten zum Vorschein, welche nur die ehe wahre Liebe abzeichnen kann. Und wehe, wenn diese nicht zurückgeblieben ist, nachdem der Raub der Leidenschaft entflohen.“

„Du wirst Recht haben, allein ich denke noch nicht ans Heiraten, ich bin ja noch ein Kind.“ entgegnete sie.

Schweigend legten sie ihren Weg weiter fort. Die Schatten des Abends senkten sich allmählich herab, das Gebirge verschwand in den Wolken und dicker Nebel lagerte sich auf Wald und Feld. Als sie die Stadt erreichten, war die Dämmerung weit vorgegangen. An der Haustüre kam ihnen Martha entgegen und rief:

„O. Mama, Tante Käthe, Herr Frank wartet schon auf Euch.“

2.

Im wunderbaren Monat Mai, Als alle Knospen irangen, Da ist in meinem Herzen Die Liebe aufgegangen.

S. Seine.

„Fröhliche Frühlings! Fröhliche Frühlings!“ schallte es von Jung und Alt. Die Gloden hallten von den Turme der einzigen großen Kirche des Städtchens und riefen die fromme Schar der Andächtigen in das feierlich geschmückte Gotteshaus.

Auch Kathchen schritt im festlichen Putz an der Seite ihrer Schwägerin der Kirche zu. Bei der Türe des niedrigen Städtchens, welches den Kirchhof umgab, angelangt, entstand eine kleine Stodung, indem eine größere Anzahl Kirchgänger dort anstamten, die nicht alle zugleich durch die Türe gelangen konnten. Ein stattlicher junger Herr stand, ebenfalls wartend am Gitter. Als er die beiden Damen erblickte, ludte er, mit einer höflichen Verbeugung den Gut gehend, ihnen den Durchgang zu ermöglichen.

„Wer ist der Herr?“ fragte Kathchen die Schwägerin leise im Weitergehen.

„Ich kenne ihn nicht.“ antwortete diese, „wahrscheinlich ein Fremder.“

In der Kirche nahmen sie bald ihren gewohnten Platz im Kirchensitz ein, und Frau Schmidt richtete ihre ganze Aufmerksamkeit mit frommer Andacht dem Gottesdienste zu. Kathchen hingegen, obwohl auch recht fromm und gottesfürchtig, ließ ihre Augen öfters in der Kirche umherwandern, um den höchsten Fremden noch einmal zu sehen. Sie brandete nicht lange zu suchen, denn seine hohe Gestalt stand plötzlich ihr schräg gegenüber, im breiten Gange gerade unter dem Predigtstuhl.

„Wer mag er doch sein?“ dachte sie. „Mir ist, als ob ich ihn früher schon gesehen hätte. Doch was kümmert mich der Fremde.“

Sie öffnete ihr Gebetbuch, um andächtig betend der heiligen Sandlung zu folgen. Aber immer wieder fiel sie wieder bei dem Gedanken: „Wo hast du ihn gesehen?“ und ihre Wille schweiften zu ihm hinüber. Was mochte der Fremde nur suchen? Auch er wandte seinen Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, dann rückwärts.

„Nun, jetzt nicht wieder hingebracht.“ dachte das junge Mädchen. „Dann er nicht merkt, daß er meine Aufmerksamkeit erregt hat.“

Aber trotz der guten Vorsätze mußte Kathchen doch noch einen Blick dorthin werfen; plötzlich wandte auch der junge Mann den Kopf zu Kathchen herüber, und ihre Augen begegneten sich. Die Erregung erlöste und seine Lippen das Wort: „Sie sind so schön.“ durch ein leises Seufzen des Kopfes zu vernehmen gegeben, daß er sie erkannt. Wie Schuppen fiel es plötzlich von ihren Augen; sie wußte, wo sie ihn gesehen. Mit einem Schlage stand die Szene wieder ganz lebendig vor ihrer Seele.

Im vorigen Jahre hatte sie während der Herbstferien im Pensionat eine Wirtin in deren nahe gelegenen Heimat begleitet und dort einige Wochen zugebracht. Von dort aus hatten Kathchen und ihre Freundin in Begleitung mehrerer junger und einiger älterer Damen verschiedene Ausflüge in die umliegenden hohen Berge gemacht. Kathchen fand ein großes Vergnügen daran und war immer die Erste, wenn es galt, eine steile Höhe, einen steilen Felsen, eine alte Ruine zu ersteigen oder in eine tiefe Felskluft hinab zu klettern. Eines Tages fand die mantere Gesellschaft auf ihren Streifzügen eine Gruppe Felsblöcke von sehr beträchtlicher Höhe, neben und aufeinander gestülpt. Aus diesen ragte an verschiedenen Stellen allerlei Gesträuch hervor, und eine Spalte des obersten Blockes barg einen Kiefernbaum, welcher jetzt noch einige Blätter zeigte. Es lag sich denken, daß Kathchens Vorschlag, eine Kiste von dem Strauche dort oben zu erobern, mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde, worauf ein wahrer Sturm auf die Felsblöcke begann. Allein so leicht sich das Ding von der Höhe aus anfaß, ging es denn doch nicht: die Spalten zwischen den Blöcken waren oft so breit, daß man sie nicht überklettern konnte. Das Gefährliche dieser Erstiegung einleitend, rieten die älteren Damen davon ab, und da die Sonne schon stark im Westen stand, mußten diese zur Heimkehr. Nur ungern ließen die jungen Mädchen von ihrem Vorhaben sich zurückhalten, folgten aber doch der erhaltenen Weisung.

Kathchens kleinen Trost wollte es jedoch durch, daß sie nicht gefahren, ihren Plan aufzugeben: sichtbar hatte sie sich über unter dem Wortworte. Blumen zu pflücken, etwas zurück. Unbemerkt: schlich sie um die Ecke, um von der anderen Seite aus die Felsblöcke zu erklettern. Sie mußte durch eine der Kisten haben, und mit welchem Triumph wollte sie diese ihren Begleiterinnen zeigen. Nach diesen beschwerlichen Mühen und wohlhabenden Springen von einem Steine zum anderen, und mit Hilfe der aus den Spalten wachsenden Gesträuche, mochte sie sich schließlich hinauf, kam sie oben an. Sie hatte wirklich ihr Ziel erreicht und broch sich die schöne Kiste vom Strauche. Das Klettern hatte sie jedoch ermüdet, sie legte sich deshalb auf eine kleine mit Moos bedeckte Erhöhung, um sich auszuruhen.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei.

### Tägliche Erinnerungen.

1. Februar.

1558: Stiftung der Universität Jena. 1719: Lichter, Jabelichter, geb. (München). 1733: Friedrich August der Zweite, der Starke, f. 1758: Hofgärtner, Dichter, geb. (Gresenmühl). 1872: Bogumil Dawidow, Schauspieler, f. (Dresden). 1892: Cambrak wird zum Reichstag erklärt. 1902: G. Hünten, Maler, f. (Düsseldorf). 1903: von Delbrück, deutscher Staatsmann, f. (Berlin).

2. Februar.

962: Kaiserkrönung Ottos des Großen in Rom. 1594: Palestrina, ital. Komponist, f. (Rom). 1700: F. Ch. Gottschick, Dichter, geb. (Zubithenfeld bei Rügensberg). 1711: v. Kaunitz, österr. Staatsmann, geb. (Wien). 1717: von Raubon, Feldherr, geb. (Kosken in Schweden). 1827: D. Adenbach, Landschaftsmaler, geb. (Düsseldorf). 1828: A. G. Brehm, Naturforscher, geb. (Neuhendorf). 1829: Vattina Bonaparte, Napoleons des Ersten Mutter, f. (Rom). 1864: Gefecht bei Wifunde.

### Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck unterlagt.)

Berlin, 28. Januar.

Welt am nächsten Dienstag Maria Wismar ist, habe ich in einer schlaflosen Nachtstunde ein Gedicht gemacht, einen Gedicht auf das hehre und heilige, lebende und beglückende Licht.

Nur nicht ängstlich! Es gibt keine Verle. Erstens sind regelrechte Verle und glatte Verle überhaupt nicht modern, und zweitens ist mein Lichtgedicht mehr wortloses Gefühl als Gedicht. Ich träumte aus dem Traum des rauschenden Meeres, auf dem eine kräftige Sommerjunge glitzerte, und schloß mich ungeheuer beglückt bei diesem Sonnenbad in der erfrischenden Seeluft. Gutmütig, wie ich bin, wollte ich den Mitmenschen auch gern etwas von diesem Gemüte mitteilen lassen und brach deshalb in den unpolitischen Ruf aus: Geht doch nicht der lieben Sonne aus dem Wege! Damit hätte ich demnach eine nützliche Aufklärung angestrebt.

Alle Welt ruft nach Licht, mehr Licht, noch mehr Licht; aber sie meinen das künstliche Licht, nämlich mit den Nachmittagskerzen, die Nacht verlöschen und den Morgen verdecken. Ob nicht am Ende die Menschheit geküßter und zufriedener wäre, wenn es überhaupt keine Lampen gäbe und die Streichhölzer nur zum Feueranmachen verwendet würden? Ich weiß nur, daß das künstliche Licht nicht weiter dringt, als bis ins Auge, während der Sonnenlicht, das natürliche Licht, die Gotteslampe bis ins Herz dringen kann.

Der Mensch ist wie eine Blume. Die Blume muß Licht haben, und zwar Sonnenlicht. Die Petroleumlampe ist Licht für sie, die Wasser- oder Gaslampe tut ihr auch nicht gut, und das elektrische Licht die Treibkraft der Pflanzen mächtig steigern, ist eine abgetane Einbildung. Die Sonne muß es machen. Die Sonne ist der Quell des natürlichen Lebens. Der Schöpfer und Vater hat seinen Planeten eine Nährmutter gegeben für die irdische Kinderstube, die den Pflanzen und Tieren und den Menschen alles spendet, was ihnen gut und gut tut.

Gewiß, das ist eine altbekannte Sache, die niemand bestreitet. Aber wie stimmt das Verhalten der „Kulturmenschen“ dazu. Warum gehen wir denn der Sonne aus dem Wege?

Die Gelehrten schreiben diese Bücher über die Unterschiede zwischen der natürlichen und der kulturellen Verle. Das platte Land bildet die Vorratskammer von Kraft und Gesundheit für den Staat, warum? Ich sage einfach: auf dem Lande wohnen die Sonnenmenschen, in der Stadt: die Lampenmenschen; auf dem Lande wohnt man im Licht, in der Stadt hockt man im Schatten.

Das heißt das platten Landes kommt nicht von unten aus dem Schollengewebe oder aus der düsteren Dämmerung, sondern von oben, von der hellen und warmen Sonne, und lieb r legt er ein Tuch über die sonnige Stelle, ehe er die Sonnenstrahlen durchzulassen. Sonne im Haus, Sonne im Haus!

Die Sonne scheint bekanntlich über Gerechte und Ungerechte; aber sie scheint nicht auf die Dummheit, die sich von ihr abblenden. Und dazu gehört ein großer Teil der Städter. In dieses Gemüts von hohen Häusern und engen Gassen kommen ja überhaupt nur homöopathische Portionen von Sonnenstrahlen. Aber ich habe Leute gekannt, die sich ohne Not ein Zimmer nach Norden auswählten, um den Sonnenstrahlen vollständig zu entgehen. Wegen der so heißen Sommertage, an denen man in einem son-

nigen Zimmer vielleicht ein paar Tropfen mehr schwitzt, als anderswo, schließen sie sich das ganze lange Jahr hindurch von dem belebenden Sonnenlicht aus. Aber ist es noch zu entschuldigen, wenn arme Leute in eine Hofwohnung ziehen, in der ein schräger Sonnenstrahl eine hochsommerliche Klarheit ist. Über der kluge Familienrater (part) lieber an anderer Stelle ein paar Zäler und sucht sich eine sonnige Wohnung aus, eingebend des Sprichwortes: „Wo die Sonne nicht hinkommt, da kommt der Doktor hin!“

Wie eine Belehrung zum Besseren sieht es aus, wenn neuerdings besondere Anstalten für Lichtbäder und Sonnenbäder entstehen. In den Lichtbädern wird aber wieder mit künstlichem Licht gearbeitet, was doch immer nur ein trauriges Surrogat ist. Für einzelne Krankheiten mag wohl die Hautreinigung in einem Kasten mit elektrischen Glühlampen angebracht sein; aber in der allgemeinen Körperpflege scheint mir das Lichtbad die Rolle eines trockenen Schwimmbades zu spielen. Schwimmen ist freilich sehr gesund, und ich halte den Schnee für das allerbeste Reinigungsbad, weil alle anderen Wasser nur die Oberfläche der Haut säubern können, während das Schmelzwasser die Poren der Haut von Grund aus reinigt. Wenn aber ein noch gesunder Mensch ein schwelgereibendes Lichtbad haben will, so kann er das in der Sonne umsonst genießen. Sogar im Winter zeitweilig bei starker Bewegung und im Sommer regelmäßig bei mäßiger Bewegung.

Die betriebsamen Leute, die besondere „Sonnenbäder“ einrichten, tun so, als ob man die belebende Kraft der Sonne erst genießen könne, wenn man die landesüblichen Kleider auszieht. Wenn der Herr sagt, daß die Sonnenstrahlen in Badehosen massigst genossen werden müßten, so mag er im Einzelnen wohl recht haben. Aber im allgemeinen geniesst man den Segen der Sonne schon recht schön, wenn man in einer leinen und durchlässigen Kleidung sich im Sonnenlicht bewegt. Die elektrisierende Kraft der Sonnenstrahlen dringt schon durch das gewöhnliche Gewand, namentlich durch ein poröses Wollgewand, wozu ich mich hiermit beziehe.

„Naturgelehrte, natürliche Gesundheitspflege“, das sind schöne Worte, die aber leider vielfach mißbraucht werden als Deckmantel und Jagdmittel für allerlei Heilfalscheien, die durchaus nicht natürlich sind. Auf Sonnenlicht und frische Luft kommt es an, und die kann man ohne Apparate und ohne Rechnungen genießen, wenn man nur etwas dahinter her ist.

Mit den Sonnenstrahlen will ich lieber keinen Krieg anfangen, denn das ist ein Mobilität, der bei den Damen in zu hoher Gunst steht und auch noch anderen Zwecken dient, als dem „Leben zu schätzen“. Ich möchte nur den guten Rat geben, den Sonnenlicht möglichst klein zu halten und recht viel laquettere Spielerei mit ihm zu treiben. Dann bekommt doch der Körper wenigstens etwas Sonne ab, und die Vögelin mag sich zum Troste sagen, daß die verhängnisvollen Zimmer vor einer warmen, gesunden Lichtfarbe mehr Hochachtung haben, als vor kalten Stubeabenden.

Auf die dichten Vorhänge an den Fenstern möchte ich aber einen ernstlich mahenden Fingerzeig richten. Die Fenster sind nicht bloß die Augen, sondern auch die Lungen des Zimmers. Warum denn durch die Vorhänge dem Zimmer das gesunde Atmen erschweren? Die Lichtstrahlen sind, das lehrt nicht bloß die alte Erfahrung, sondern auch die neue Bakterien-Wissenschaft, die Lichtstrahlen sind das beste, unerfälschliche Desinfektionsmittel; die Lichtstrahlen vernichten die Krankheitserreger und machen die Luft gesünder, auch wenn sie durch das Fensterglas gehen müssen. Natürlich soll man nicht die Sonne direkt auf die Zeitung scheinen lassen, die man liest, aber auf die Handarbeit, an der man sich ohnehin schon die Augen strapaziert. Über abgesehen von diesem notwendigen Augenlicht, sollte man jeden Sonnenstrahl sich recht entgegen lassen und trotz darüber sein, daß dieses himmlische Gold in's Zimmer kommt. Die Liebergebe der Möbel zu leiden in der Farbe? Ach, die Gesundheit und die Lebenslust sind mehr wert, als der farbige Raum im Zimmer. Rein vernünftiger Mensch soll der Sklave seiner Möbel sein. Er richtet sich seinen Hausrat so ein, daß er das Nötige vertragen kann, und lieb r legt er ein Tuch über die sonnige Stelle, ehe er die Sonnenstrahlen durchzulassen. Sonne im Haus, Sonne im Haus!

Wer die Wahl hat, lege die Schlafzimmern und das Kinderzimmer möglichst an die Sonnenseite. Die „gute Stube“, die doch zu nichts rechem gut ist, kann ja an der Schattenseite nach Norden liegen.

Die Kinder müssen möglichst viel in's Freie gelassen werden. Vor allem sollte man sie hinaus, wenn gerade die Sonne recht schön scheint. Je brauner sie werden, desto besser! Glücklicherweise liegt ja die städtische Jugend immer zahlreicher im Sommer aus den Steinmüsten heraus auf das Land; die bemittelten werden von ihren Eltern in die Sommerfrische gebracht oder gefandt; die anderen gehen in gemeinnützige Ferienkolonien. Worin liegt nun die heilsame und erscheinende Kraft? In den Meereswellen? Oder in den Gedächtnisübungen? Oder in der ländlichen Luft? Die Hauptsache ist der viel, unmittelbare Sonnenchein. Darum sind die Früchte der Sommerfrische für Leib und Seele um so geringer, je trüber der Himmel während der Ferienzeit sich anläßt.

„Ja, wenn ich nur hinaus könnte!“ So seufzt mancher Erwachsene, den das Geschäft in der Stadt festhält. Nun, zeitweilig kannst du doch heilsamen Sonnenchein genießen. In den Städten mehren sich ja die Plätze, welche den Sonnenstrahlen etwas Spielraum gönnen. Dorthin gehe in deinen Freistunden und trübe Sonnenchein, statt dich in eine dumpfe Kiste zu verziehen. Und wo ein Park zur Hand ist, da sollte man nicht in den dichten Schatten der Bäume schlüpfen, sondern auf den lustigen, sonnigen Stellen das Ogen einatmen, wenn's auch da ein Grad wärmer sein sollte.

Das natürliche Licht der Sonne ist gesund; das künstliche Licht ist ungesund. Wir können bei unserer Arbeits- und Lebensweise das künstliche Licht nicht entbehren; aber wir sollten nicht ohne Grund die Nacht zum Tage machen und uns stets bewußt bleiben, daß das künstliche Licht besondere Sorgfalt verlangt. Alle Lampen (mit Ausnahme der elektrischen Glühlampen) verschlucken die Zimmerluft, und zwar um so mehr, je schlechter sie in Stand gehalten werden. Also erlesne die Lampen peinlich sauber halten und alle mangelhaften Bestandteile, namentlich die verrosteten Dachte und die schadhafte Zylinder sofort erneuern! Zweitens für die zeitweilige Lüftung des Zimmers um so häufiger sorgen, je mehr Lampen in dem Zimmer brennen.

Wenn wir einem Toten zur Ruhe betten, so rufen wir ihm den Wunsch nach, daß ihm das ewige Licht leuchten möge. Die Heiden hatten die tröstliche Vorstellung, daß ihre Toten als Schatten in die dunkle Unterwelt wanderten. Wir hoffen auf den glückseligen Himmel, in dem wir mit den Vorausgegangenen im ewigen Lichte wandeln werden. Die Sonne am Firmament ist uns ein Vorbild der unendlichen Güte von Licht, Liebe und Leben, die einst vom Thron des Allerhöchsten aus alle Geschöpfe in Ewigkeit umfluten wird. Im Lichte der Erdsonne kann man nicht bloß den Körper erquickend, sondern auch die Seele erbauen. Die Lichtstrahlen sind Wadenstrahlen für das fromme sich öffnende Herz.

Ueber den Brand der Nationalbibliothek in Turin schreibt man der „Köln. Ztg.“: Obwohl die Ursache der Entstehung des Brandes der Nationalbibliothek in Turin noch nicht aufgeklärt ist, glaubt man doch annehmen zu müssen, daß derselbe durch Kurzschluß verursacht wurde, um so mehr als ein großer Teil der Leitungsdrähte an den Bücherregalen selbst angebracht war. Blättermeldungen zufolge habe der Bibliothekar dem Bräufsten mitgeteilt, daß er und seine Kollegen bereits seit 30 Jahren die Regierung auf die Feuergefahr in der Bibliothek aufmerksam gemacht hätten, immer aber hätten sie tauben Ohren geredet. Viele der heute zerstörten Codices hatten schon unter der 1667 im herzoglichen Palast entstandenen Feuerschrauf gelitten.

Die königliche Universität in Turin bezieht bereits seit Ende des 17. Jahrhunderts eine kleine Bibliothek für den Gebrauch der Professoren. König Viktor Amadäus der Zweite, der den gegenwärtigen Palast der Universität im Jahre 1720 erbauen ließ, wollte darin eine öffentliche Bibliothek errichten und bestimmte zu diesem Zweck zwei große Zäle und ein Nebenzimmer. Zu den bereits vorhandenen Büchern ungefahr 10 000 Bänden, fügte er aus der herzoglichen Bibliothek die gleiche Anzahl hinzu und ernannte als ersten Bibliothekar den Abbot Antonio Piccone, dem dann der Abt Benoni und F. Roma folgten, welche letzterer die Manuskripte ordnete und katalogisierte. Im Jahre 1740 veröffentlichte der Priester G. A. Balazzi unter Mithilfe des Abtes Pafini zuerst einen Katalog der hebräischen, griechischen, lateinischen, italienischen und französischen Codices. Als dann später im Jahre 1820 der Abt Amadäus Peyron, auf Veranlassung des damaligen Ministers Grafen Balbo, die wertvollen Codices der Abtei Bobbio, welche zur Zeit der ranzösischen Unterdrückung zerstreut worden waren, wieder zusammengeführt wurden, auch diese der Nationalbibliothek einverleibt